

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen
Band: 38 (1967)
Heft: 4

Artikel: Ein Haus aus vielen Häusern
Autor: Allemann, Fritz R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807306>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FACHBLATT FÜR SCHWEIZERISCHES HEIM- UND ANSTALTSWESEN

VSA

REVUE SUISSE
DES ETABLISSEMENTS HOSPITALIERS

Nr. 4 April 1967 Laufende Nr. 422
38. Jahrgang Erscheint monatlich

AUS DEM INHALT:

Programm der VSA-Tagung 1967 in St. Gallen

Die Gestaltung der Gemeinschaft

*Ein Charakteristikum der Ostschweiz:
die Bürgerheime*

*Die Appenzeller Hauseltern auf Besuch
in Bad Sonder*

Kleines Heim-ABC

100 Jahre Erziehungsheim Effingen

*Erfahrungen und Gedanken eines Glarner
Heimleiters*

Umschlagbild: St. Gallen — die Stadt der VSA-Tagung 1967. Wer diese Stadt kennt und wer sie nicht kennt, liest mit Gewinn die Darstellung von Land und Leuten aus der Feder von Fritz R. Allemann. VSA-Vorstand, Regionalvorstand und Fachblatt-Kommission erwarten in St. Gallen recht zahlreichen Besuch und entbieten den Tagungsteilnehmern schon jetzt einen freundlichen Gruss. Aufnahme: Bruno + Eric Bühner

REDAKTION: Dr. Heinz Bollinger,
8224 Löhningen, Tel. (053) 6 91 50

DRUCK UND ADMINISTRATION: A. Stutz & Co.,
8820 Wädenswil ZH, Tel. (051) 95 68 37, Postcheck 80 - 3204

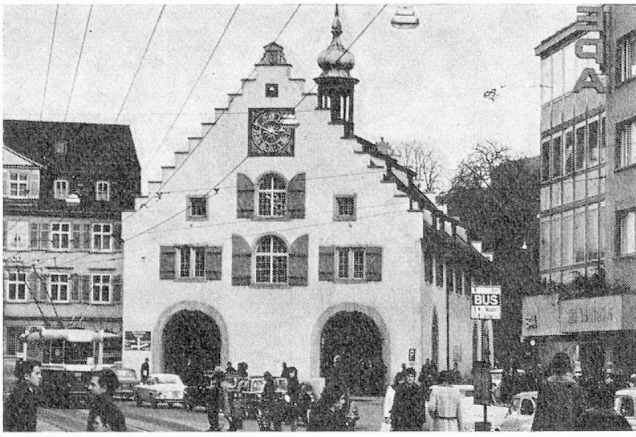
INSERATENANNAHME: Georges Brücher,
8590 Romanshorn TG, Tel. (071) 63 20 33

STELLEN-INSERATE: direkt an
Beratungs- und Vermittlungsstelle VSA,
Frau Charlotte Buser,
8008 Zürich, Wiesenstrasse 2, Tel. (051) 34 45 75

Ein Haus aus vielen Häusern

Von Fritz R. Allemann

Von allen eidgenössischen Ständen erscheint keiner bereits auf den ersten Blick als ein so unorganisches und willkürliches Gebilde wie St. Gallen. Schon die absonderliche Gestalt des «Ringkantons», der sich rund um die beiden Appenzell legt, verrät etwas von der Künstlichkeit dieser Schöpfung, die weder geographisch noch geschichtlich ein Ganzes bildet. Tatsächlich stellt nicht einmal der Aargau, der wie St. Gallen sein Entstehen einem Machtspruch Napoleons verdankt, einen ähnlich buntscheckigen Flickteppich dar: dort wurde der neue Staat immerhin aus wenigen einzelnen Bestandteilen zusammengeschneidert, und die meisten der Stücke, die der selbstherrliche Korse dem neuen Staatswesen zudiktierte, hatten immerhin vier Jahrhunderte früher, vor der eidgenössischen Eroberung, gemeinsam den habsburgischen Landen zugehört. St. Gallen jedoch ist durch und durch Kunstprodukt: am grünen Tisch zu Paris ausgeklügelt und aus dem Geist der Aufklärung mehr oder minder (eher minder) rational zurecht-konstruiert. Nur weil niemand sonst mit dem Mosaik teilweise winziger Territorien, das durch den Zerfall einstiger Herrschaftsverhältnisse im doppelten Sinne frei geworden war, etwas Vernünftiges anzufangen wusste, konnte der mässige Literat und grosse Administrator Karl Müller-Friedberg mit Hilfe Bonapartes seinen Gedanken verwirklichen, dass diesen Landschaften nicht anders als durch eine «Zusammenschmelzung» ihr gebührendes Gewicht «im Kreise der helvetischen Staaten» zu verschaffen sei. Um so überraschender mutet es an, in welchem erstaunlichen Masse dieses Werk gelungen ist: in anderthalb



Jahrhunderten sind die disparaten Teile des Kantons, der zunächst kaum etwas anderes als eine pure Verlegenheitslösung war, zu einer eindrucksvollen und eigengesichtigen Ganzheit zusammengewachsen. Natürlich begegnet man überall noch Spuren der ursprünglichen Heterogenität. Es ist bezeichnend, dass man 1853 nicht einmal daran dachte, das fünfzigjährige Jubiläum der Kantonsgründung zu feiern, und dass noch 1903 die politischen Gegensätze jedenfalls keine gemeinsame Hundertjahrfeier zustande kommen liessen. Aber als nicht minder typisch verdient vermerkt zu werden, dass es schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts längst nicht mehr so sehr um Widersprüche zwischen auseinanderstrebenden landschaftlichen Interessen als um solche zwischen Parteien und Konfessionen ging, die St. Gallen als Ganzes umspannten. Vor allem die konfessionellen Gegensätze haben dem Kanton ähnlich wie dem Aargau zu schaffen gemacht. Die Verfassungen von 1814 und 1831 suchten den Ausgleich dadurch zu erzielen, dass sie für alle Kantonsbehörden die konfessionelle Parität vorschrieben und im übrigen die katholischen und reformierten Teile des Grossen Rates gesondert als oberste Organe für die Angelegenheiten der einzelnen Konfessionen (einschliesslich des Erziehungswesens) ausbildeten; da aber politische und konfessionelle Differenzen einander vielfach überkreuzten — es gab einen starken liberalen, ja zeitweise radikalen Flügel auch im katholischen Volksteil —, kam es nichtsdestoweniger zu fortdauernden Reibungen, und die staatskirchlichen Ansprüche des josefinisch geprägten Liberalismus, die auf wachsenden Widerstand insbesondere im Katholizismus stiessen, führten Kontroversen von einer Heftigkeit herauf, die an die Schärfe der gleichzeitigen aargauischen Auseinandersetzungen erinnerten. Erst die Verfassung von 1890, erkämpft von einer Allianz linksbürgerlicher, aber mehr sozialpolitisch als kulturkämpferisch orientierter Demokraten und katholischer Konservativer, machte diesen Auseinandersetzungen ein Ende und gab den Konfessionen endlich ein unangetastetes, vom Einfluss des Staates freieres Recht der Selbstverwaltung: dieses auch von den Freisinnigen schliesslich (mit einigem Widerstreben) akzeptierte, vom Verfassungsrat einstimmig verabschiedete Kompromisswerk hat bis in die Gegenwart hinein seine versöhnende Kraft bewährt.

Auch die St. Galler Sozialdemokraten, die in mancher Hinsicht das Erbe der einstigen linksdemokratischen Fronde gegen den Freisinn angetreten haben, sind stets auf dem betont gemässigten Flügel ihrer Partei ge-

standen. So ist seit Jahrzehnten das politische Klima doch mehr von den Kräften des Ausgleichs als von den Erinnerungen an vergangene Hosenlupfe bestimmt. Der bewegliche, lebhaftige Geist der Ostschweizer sorgt immerhin dafür, dass bei aller betonten Bereitschaft zur Verständigung auch das Temperament nicht zu kurz kommt. Was Werner Näf in seiner innerlich wie äusserlich gross angelegten Vadian-Biographie von den Stadtbürgern St. Gallens zur Zeit der Reformation sagt, gilt heute wohl für den Kanton überhaupt, der in der Stadt Vadians seinen Mittelpunkt gefunden hat: «Leicht erregbares politisches Gefühl, entzündliche politische Leidenschaft — wenn nicht von grossem Stil, so doch von hoher Temperatur — lagen dem geschichtlichen Charakter dieser Bürgerschaft zugrunde.» Nicht umsonst gilt der St. Galler Kantonsrat als eines der besten kantonalen Parlamente der Schweiz, dessen Debatten sich bei aller Sachlichkeit und allem bemühten Niveau auch durch einige Brillanz auszeichnen: gerade im sanktgallischen Parlamentarismus — wenn man dieses Wort in der Schweiz überhaupt anwenden darf — wird sichtbar, wie sehr die Spannungen, die den Kanton durchziehen, schöpferisch nutzbar gemacht werden können, wenn sie sich wie in der Gegenwart mit dem Willen zu gegenseitigem Verständnis paaren.

Ein Schlüssel zum Verständnis dieses Erfolges liegt wohl nicht zuletzt in der Existenz der Stadt, die dem Kanton ihren Namen und seine Mitte verliehen hat. Sie ist — anders als etwa Aarau — gross und lebendig genug gewesen, dem artifiziellen Staatswesen das zu bieten, was es mehr als alles andere brauchte: ein Zentrum. Es gibt hier keine rivalisierenden Zentren wie im typisch klein- und mittelstädtischen aargauischen Bereich oder selbst in Solothurn. Und sogar die periphere Lage der Stadt zu dem Kanton, der von ihr aus regiert wird, sieht sich durch ihre bedeutende Ausstrahlungskraft mühelos kompensiert: wenn sie mit ihren rund 75 000 Einwohnern in der Statistik auch nicht einmal als «Großstadt» rangiert, so ist und bleibt sie eben doch der fast unbestrittene geistige und vor allem kommerzielle Mittelpunkt — vielleicht nicht so sehr des sanktgallischen als (was schwerer wiegt) des nordostschweizerischen Raumes überhaupt.

Man darf eines nicht vergessen: die St. Galler Städter haben eine alte Erfahrung darin, mit geographischen Handicaps fertig zu werden. Kaum eine andere Stadt von vergleichbarem Rang hat sich mit einer solchen Ungunst ihrer Lage abzufinden gehabt wie der Ort, der im versteckten Hochtal der Steinach, durch die tiefen, verkehrsfeindlichen Quertobel der Sitter und der Goldach von der Aussenwelt noch weiter abgetrennt, in Anlehnung an das Kloster des Heiligen Gallus entstanden war. Aus geopolitischer Sicht musste er von Anfang an als eine Anomalie, ein wunderlich-regelwidriges Produkt eigentümlicher Umstände empfunden werden. Dass unter so ungünstigen Voraussetzungen überhaupt urbane Kultur gedeihen und vollends eine kontinent-, ja weltweite wirtschaftliche Aktivität in Gang kommen konnte, läuft jeder Erfahrung über das Werden bedeutender Siedlungs- und Wirtschaftsmittelpunkte zuwider: tatsächlich schiene von Natur viel eher Rorschach — am See gelegen, in vielfältige Verkehrswege selbstverständlich eingespannt — zu solcher Entwicklung prädestiniert.

Mehr noch als mit der Ungunst der Lage hatte sich der Ort mit den «Unfällen des Zeitalters» herumzuschlagen: seine politische Geschichte ist zu einem guten Teil eine Geschichte der Rückschläge und der Niederlagen. Immer wieder setzten die Bürger dazu an, nach dem Vorbild anderer städtischer Kommunen in ihre Umgebung hinauszugreifen, die Untertanen des Gotteshauses zu sich herüberzuziehen, territoriale Herrschaft zu erringen. Und einmal ums andere — zur Zeit der Appenzellerkriege, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und schliesslich noch einmal in der Zeit der Reformation — sahen sie sich zurückgeworfen auf ihr winziges Stadtgebiet zwischen den «vier Kreuzen» (aus dem erst noch sein ursprünglicher Kern, das Klosterareal, ausgeklammert und einer fremden, meist sogar feindlichen Autorität unterstellt blieb), rund umschlossen von stiftischen Landen und nicht einmal innerhalb ihrer Mauern uneingeschränkt mächtig.

Den sonderbaren Effekt dieser Doppelheit der beiden ursprünglich so eng verbundenen St. Gallen, des geistlichen und des bürgerlichen, der durch die Glaubensspaltung noch gesteigert wurde, hat der wackere Meiners gegen das Ende des 18. Jahrhunderts mit seiner üblichen Bildhaftigkeit beschrieben: «Ungeachtet die fürstliche Abtey in dem Umfange der Stadt eingeschlossen und von der Stadt nur durch eine Mauer abgesondert ist, so ist doch die Verbindung zwischen den Mitgliedern des Stifts und den Bewohnern der Stadt so geringe, dass man in der Stadt über die Untertanen des Fürstbischofs, über sein Verhältnis gegen die Conventualen und über seine Einkünfte fast ebenso wenig unterrichtet ist, als wenn die Abtey mitten in Schwaben läge.»

Mit um so grösserem Eifer warfen sich die Bürger nun auf die eine Möglichkeit der Selbstbehauptung und der weitgreifenden Aktivität, die ihnen nach all diesen Katastrophen blieb: auf die kommerzielle. Schon im Mittelalter hatten sie die Stadt zum Zentrum des Leinwandhandels nach Nord- und Osteuropa, nach Frankreich, ja nach Spanien gemacht und durch ausgeklügelte städtische Massnahmen dafür gesorgt, dass Gewebe, die an der St. Galler Leinwandschau mit ihrem begehrten Zeichen ausgezeichnet wurden, den strengsten Ansprüchen genügen sollten — ganz augenscheinlich im Bestreben, die Misslichkeiten einer wenig günstigen, dem Handel eher nachteiligen Verkehrslage durch eine um so ausserordentlichere Qualität der Produkte auszugleichen. Und in ganz ähnlicher Weise sehen wir nun die Stadt ihre politische Benachteiligung ökonomisch kompensieren: je mehr sie staatlich ins Kleine beschränkt bleibt, desto mehr wächst sie geschäftlich ins Grosse. Kaum anderswo, höchstens noch in Basel, begegnen wir schon im 15. Jahrhundert Unternehmungen von jener Grosszügigkeit und Weite des Tätigkeitsfeldes, die die sanktgallischen Handelsgesellschaften auszeichnete: die der Welser-Vögelin, aus denen das berühmte Augsburger Haus der Welser hervorging; der Zollikofer, die noch heute, nach einem halben Jahrtausend, unentwegt im Handel mit St. Galler Textilien wirken; der von Watt schliesslich. Diese Familie, die sich bis nach Krakau hin verzweigte, sollte St. Gallen seinen bedeutendsten Staatsmann und Gelehrten schenken: den Reformator, Bürgermeister, Humanisten und Polyhistor Joachim von Watt (Vadian), in jungen Jahren Rektor der Universität Wien und *poeta laureatus* des Kaisers Maximilian I., dem es nach



seiner Heimkehr beschieden war, seine Heimatstadt für die Reformation zu gewinnen und dreissig Jahre lang durch die Fährnisse der Glaubenskämpfe zu leiten.

So wurde das politisch beschränkteste der städtischen Gemeinwesen ökonomisch zu einem der weitestwirkenden, nach innen zünftlerisch gebunden, nach aussen aber grosshändlerisch und später industriell mit wachsender Freiheit und Uebersicht schaltend und zugleich mit den Mitteln des Gewerbes die staatlich entfremdete nähere und weitere Umgebung doch noch indirekt an sich heranziehend. Um hier einmal Afsprung zu zitieren: «Die Gewerbsamkeit dieser Stadt», so schreibt er in geradezu enthusiastischen Tönen, «erstreckt ihren wohlthätigen Einfluss weit und breit umher; indem die fürstliche Landschaft, das Appenzellerland, Toggenburg, das Rheinthal, ein Theil von Thurgau und Schwaben dadurch in Bewegung gesetzt wird.»

In diesem nun nicht mehr territorialen, aber wirtschaftlichen Ausstrahlungsvermögen über eine ganze weite Region lag schon etwas von jener Entwicklung vorgebildet, die St. Gallen aus seiner Eingeschlossenheit ins Nur-Bürgerliche, Ausschliesslich-Städtische herausreisen und es dazu bestimmen sollte, integrierende Kraft im ungleich weiteren Bereiche des Kantons zu entfalten, zu dessen Hauptstadt es 1803 aufrückte. Eine vielleicht etwas übertriebene, aber zum mindesten in der Grössenordnung kaum fehlgreifende Schätzung, die Meiners wiedergibt, vermittelt einen imponierenden Eindruck von den Wirkungen, die von der Stadt als Handelszentrum und als Mittelpunkt eines weitverzweigten Manufaktur- und Verlagssystems ausgegangen sein müssen: der kundige Autor veranschlagt die Zahl der Spinner und Spinnerinnen, der Weber und Stickerinnen, die von ihren Firmen das ganze Jahr hindurch ihre Arbeit erhielten, auf volle 80 000 bis 100 000, darunter allein 30 000—40 000 Stickerinnen. Das sind gewaltige Zahlen selbst für unsere heutigen Vorstellungen; für die Frühzeit der modernen Industrie jedoch, die Epoche vor der Französischen Revolution also, umschreiben sie ein Wirtschaftsimperium, das wohl im ganzen kontinentalen Europa kaum seinesgleichen hatte. Bedenkt man gar, dass die Stadt damals nicht mehr als ein paar tausend Einwohner zählte, so wird vollends deutlich, in welche unverhältnismässigen kommerziellen und industriellen Zusammenhänge mit ihrem Hinterland sie sich gewerblich-händlerisch hineingelegt hatte.

(Schluss auf S. 106)

Ein Haus aus vielen Häusern

Jedenfalls nennt der bedeutende Romanist Albert Dauzat St. Gallen 1910 das schweizerische St. Etienne, die einzige fast ausschliesslich industrielle Schweizerstadt und die einzige dazu, «qui donne une impression de tristesse, où manque la note gaie et coquette de la fantaisie». Noch viel eher musste einen dieser Eindruck des Taurigen, nun vermischt mit dem des sonderbar Verstaubten, in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen befallen: da hatte man vollends das Gefühl, um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt zu werden, aber nicht in eine gute alte Zeit, sondern in ihre schäbig gewordenen Ueberbleibsel. Denn mittlerweile war über das blühende Gemeinwesen eine Katastrophe von fast unübersehbarem Ausmass hereingebrochen, ein ökonomischer Zyklon, den zwar die ganze Schweiz verspürte, der aber nirgends so verheerend hauste wie hier. Mit dem Zusammenbruch der Stickerei, der St. Gallens ganzer Stolz gegolten hatte, war der Stadt wie ihrer ganzen Region die wichtigste Lebensgrundlage entzogen worden, und die Weltwirtschaftskrise vollendete schliesslich in den zwanziger Jahren das Zerstörungswerk. Die ganze Entwicklung der Stadt wie des Kantons steht seither unter diesem Trauma. Rund 100 000 Menschen im sanktgallisch-appenzellischen Wirtschaftsgebiet hatten von der Stickerei direkt oder indirekt gelebt; die Jahresausfuhr an Stickereien aber, die seit dem Ende des Ersten Weltkrieges unaufhaltsam zurückging, war um 1935 auf ein knappes Sechzehntel ihres Vorkriegsumfanges zusammengeschrumpfen. Das war nicht mehr eine Krise: es war ein Kollaps. Und jahrzehntelang sah es so aus, als ob sich St. Gallen niemals mehr von diesem Schlag erholen würde. Fast der sechste Teil der Bevölkerung verliess zwischen 1920 und 1940 die ruinierte Stadt; tot und wie verschüttet lag sie zwischen ihren grünen Hügeln, zwischen den Wunderwerken ihrer hochbogigen Brücken und kühnen Viadukte: nicht viel mehr als eine trübselige Ruine weltumspannenden Unternehmungsgeistes.

Ein kleiner, fast zufälliger Vergleich mag verdeutlichen, was damals geschehen ist. Lange Zeit hindurch war, wenn auch auf grundverschiedenen Voraussetzungen beruhend, die Bevölkerungsentwicklung St. Gallens und die der waadtländischen Kapitale Lausanne bemerkenswert parallel verlaufen; zwischen 1860 und 1920 dehnten sie sich etwa in gleichem Rhythmus aus, und am Ende des Ersten Weltkrieges zählten sie annähernd gleichviel Einwohner. Dann aber liefen ihre Linien jäh auseinander. Heute, nach zwei Jahrzehnten fast ununterbrochener Konjunktur, hat St. Gallen mit 75 000 Einwohnern erst wieder seinen Stand von 1910 erreicht, während Lausanne 125 000 Menschen beherbergt und längst aus mittel- in grösststädtisches Format hineingewachsen ist.

Schon das zeigt, wie schwer es offenbar gefallen ist, den Schock der grossen Krise zu überwinden. Erst seit der Jahrhundertmitte, nach 30jähriger Depression, beginnt sich die Stadt wieder zu dehnen und zu recken, spürt der Kanton wieder neue, belebende Anstösse, die von ihr ausgehen. Heute macht St. Gallen den Eindruck stürmischer Bautätigkeit: neue Wohnhausblöcke,

moderne Fabriken, öffentliche Gebäude jeder Art schiessen in die Höhe. Aber selbst dieser Vorgang, der über das verblichene 19. Jahrhundert eine neuzeitliche Lasur legt, hat noch immer etwas Trügerisches: trotz dem Nachholbedarf dreier verlorener Jahrzehnte ist das Bauvolumen pro Kopf der Bevölkerung selbst heute noch in St. Gallen geringer als in Zürich, Basel oder Genf, sitzt das Erschrecken über das Debakel der zwanziger und dreissiger Jahre noch immer in manchen Gliedern.

Mehr als das: auch seine Dauerwirkungen machen sich bis in die jüngste Gegenwart hinein spürbar — abgemildert zwar, aber beunruhigend. Wohl haben sich manche neuen Industrien angesiedelt und die Einseitigkeit der frühen Wirtschaftsstruktur nach mehr als einer Seite hin ausgeglichen. Auch die Stickerei selbst ist längst über ihren Tiefpunkt hinausgelangt und hat im Zeichen einer neuen Prosperität einen Teil ihrer verlorengegangenen Märkte zurückgewonnen, obwohl sie derzeit nur noch etwa den zehnten Teil ihrer früheren Arbeitskräfte beschäftigt. Nach wie vor bleibt jedoch die Krisenempfindlichkeit einer Wirtschaft beträchtlich, die auch heute noch im Kanton St. Gallen und in seinem appenzellischen Hinterland zu zwei Dritteln auf der Textilproduktion beruht, in steter Abhängigkeit von modischen Wandlungen lebt und überwiegend kostspielige Luxusgüter exquisiter Qualität erzeugt, die erfahrungsgemäss einen ökonomischen Rückschlag als erste zu spüren bekommen. Ausserdem ist während der Krisenjahre ein namhafter Teil des Handels, der einst neben der Stickerei und in engem Zusammenhang mit ihr die solide Basis sanktgallischen Wohlstandes bildete, nach Zürich und Umgebung abgewandert: der wirtschaftliche Abstand zwischen der Metropole und dem regionalen Zentrum ist unvergleichlich grösser geworden. Kurzum: so unverkennbar der Augenschein des Booms ist, so spürbar bleiben die Ausfälle der Krisenjahre, die noch immer kompensiert und überkompensiert werden müssen.

Das schlägt sich vor allem in einer Vielzahl von Projekten nieder, die alle darauf abzielen, den Kanton und über ihn hinaus die ganze Ostschweiz in engere Verbindung zum deutschen wie zum italienischen Wirtschaftsleben zu bringen. Man kann sich nicht lange mit irgendeinem wirtschaftlich interessierten St. Galler unterhalten — und wer wäre hier nicht an Wirtschaft interessiert, da sie doch das Kernproblem des eigenen Ueberlebens darstellt? —, ohne dass das Gespräch sich diesen Plänen und Hoffnungen zuwendet: der Bernardinostrasse und ihrem Anschluss an das deutsche wie an das italienische Autobahnnetz, den *Pipeline-Projekten*, die die sehr lange Oelleitung von der Poebene nach Süddeutschland über sanktgallisches Gebiet lenken wollen und die sich aufs engste mit dem Gedanken an eine eigene Erdölraffinerie verbinden; vor allem aber der Schiffbarmachung des Hochrheins. Nichts als die möglichst rasche, möglichst grosszügige Verwirklichung dieser Projekte, so hört man allenthalben, könne auf die Dauer die sanktgallische Wirtschaft von ihrer Krisenanfälligkeit heilen. «Wenn diese Pläne mutig an die Hand genommen werden, dann ist unsere Zukunft gesichert», meinte ein Bankier, und in seine Augen trat ein fast schwärmerischer Ausdruck. «Wenn man aber nichts tut, dann haben wir die tröstliche Gewissheit, beim nächsten Wirtschaftsrückschlag endgültig zu versumpfen.»

Unter mehr als einem Gesichtspunkt mag freilich die krisenhafte Erschütterung des sanktgallischen Wirtschaftsfundamentes in den Jahrzehnten zwischen den beiden Weltkriegen auch ihr Heilsames gehabt haben. Dass etwas Ungesundes, Hypertrophisches in der vorangegangenen Blüte lag, in dieser übermässigen und unbalancierten Konzentration einer ganzen breiten Landschaft auf einen einzigen, dazu mehr dem Luxus als dem dringenden Bedürfnis verpflichteten Industriezweig, wird nicht nur im Rückblick deutlich; auch manche Zeitgenossen haben diese industrielle Monokultur und ihre geistigen (oder ungeistigen) Auswirkungen nicht ohne Beklommenheit sehen können. So ist etwa die unwirsche Bemerkung des erzkonservativen katholischen Welschschweizers Gonzague de Reynold, die St. Galler muteten ihn manchmal wie falsche Amerikaner an («Saint Gall . . . où les gens ont parfois un faux aspect d'Américains»), mehr als nur ein Ausfluss aristokratisch-antikommerzieller Vorurteile gewesen. Die Krise hat nicht nur zu längst nötigen, im Taumel der Prosperität allzu lange versäumten wirtschaftlichen Umstellungen gezwungen, sondern auch zur Besinnung gemahnt.

Dass diese Mahnung nicht ungehört verhallte, lässt sich allenthalben erkennen. Eine ihrer Auswirkungen war eine vermehrte Hinwendung zu den Nöten und Bedürfnissen der Landwirtschaft: wenn ausgerechnet St. Gallen — die erstmals ihrem ländlichen Hinterland extrem entfremdete Nur-Stadt — in den vierziger Jahren als Sitz der alljährlichen Ostschweizerischen land- und milchwirtschaftlichen Ausstellung (OLMA) in eine lebendigere Beziehung auch zu seiner agrarischen und nicht nur zu seiner gewerblichen Umwelt trat, so hat das den Wert eines Symptoms. Und der Abschluss des grossen Werkes, das mit der Melioration der Rheinebene durch Entwässerung der Sümpfe und mit energischer Strukturverbesserung der in Zwergparzellen aufgesplitterten Landwirtschaft dieses Gebietes an die Hand genommen wurde, gehört durchaus ins selbe Kapitel — auch wenn der Kanton nicht mehr als ein Viertel der Kosten dieses bedeutenden Unternehmens zu tragen hatte. Und auf einem ganz anderen Felde — dem des Geistes — hat der Ausbau der ursprünglich mehr utilitaristisch orientierten Handelshochschule in eine breiter fundierte Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften diese neue Hinwendung zu weiteren Horizonten manifestiert; der neue, ebenso moderne wie grosszügige Bau, den dieses Institut 1964 beziehen durfte, erscheint als Denkmal eines Geistes, der das Oekonomische mit dem Intellektuellen sinnvoll zu verknüpfen sucht.

Und schliesslich darf man eines nicht aus dem Auge lassen: dass gerade die Krise, die keinen andern Kanton mit derselben Härte und Ausschiesslichkeit traf, aber in St. Gallen Stadt und Land, katholische und reformierte Gebiete in gleicher Weise heimsuchte, das Gefühl der sanktgallischen Schicksalsgemeinschaft in einer Weise vertieft hat wie kein anderes Ereignis der Kantons-geschichte zuvor. Mehr als alles, was vorher und nachher geschehen ist, hat die gemeinsame Not Solidarität geschaffen und vertieft — jene Solidarität, die Müller-Friedberg vorschwebte, als er seinem neuen Staate das antike Liktorenbündel zum Wappen gab: die für sich ohne weiteres zerbrechlichen im Verband aber widerstandsfähigen Stäbe, in denen er die acht ursprünglichen Bezirke des Kantons versinnbildlichte.

Die Gestaltung der Gemeinschaft

Von Stadtmann Dr. E. Anderegg, St. Gallen

Die Stadtgemeinschaft vor 1798

Für das Werden und die Entwicklung der Stadt St. Gallen ist das Jahr 1798 von allergrösster Bedeutung. Bis 1798 war St. Gallen eine freie Reichsstadt und selbständige Republik, d. h. ein unabhängiger Stadtstaat, der 1454, also vor über 500 Jahren, als zugewandter Ort in ein engeres Verhältnis zum Bund der Eidgenossen getreten ist. Der Stadtstaat St. Gallen besass lange Zeit souveräne Bündniskraft und Militärgewalt, und sein innerer gesellschaftlicher Aufbau folgte den bewährten zünftischen Organisationsprinzipien. An der Spitze der Stadtgemeinschaft standen der Bürgermeister und der Kleine und Grosse Rat. Bürgermeister und Räte führten ein gar strenges Regiment, das sich ohne Ausnahme auf alle Lebensgebiete der Bürgerschaft erstreckte. Die Räte gestalteten und formten die Politik und verfügten über Polizei und Militär. Nicht weniger Aufmerksamkeit schenkten sie indessen den Problemen der gewerblichen Tätigkeit bzw. der Wirtschaft. Vorschriften über Preise und Qualität der Waren standen ununterbrochen auf der Tagesordnung. Aber auch das Gebiet der Kultur wurde von den Räten souverän betreut, ihre Anordnungen erstreckten sich auf die Kirche, und sie bestimmten die Mode, aber auch die Gesittung der Bürger.

Der Gliederungsprozess im 19. Jahrhundert

Der Zusammenbruch der alten Reichsstadt und Republik war einerseits für die staatsrechtliche Stellung der Stadt ein grosser Verlust, andererseits war er für das erwachende Individuum zweifellos ein Gewinn. Die Stadtordnung vor 1798 verlangte die totale Einordnung des einzelnen. Nach 1798 wird das Hauptgewicht nicht mehr auf die gesellschaftliche Ganzheit, sondern auf die Entfaltung des Individuums gelegt. Eine Neubewertung der menschlichen Individualität hatte damit ihren Anfang genommen, und eine neue Gesellschaftsordnung sollte angestrebt werden, die dem erwachenden Individuum Rechnung trug. Am eindrucklichsten wird dieser Umbruch auf dem politischen Felde sichtbar. Richtschnur für die politische Gestaltung wurde das neue *Prinzip der Gleichberechtigung* aller Bürger. Damit hatte ein Demokratisierungsprozess seinen Anfang genommen, der sich während des ganzen 19. Jahrhunderts noch fortsetzen sollte. Die gleichberechtigten Bürger bildeten als Ganzes die politische Gemeinde. Innerhalb der politischen Gemeinde eröffnete sich für jeden einzelnen Bürger die Möglichkeit zur Mitarbeit und zum Aufbau. Diese neue politische Gemeinde nach 1798 war aber sehr viel weniger als die Stadtrepublik von 1798. Das wurde deutlich in der Begrenzung der Aktionsmöglichkeiten der politischen Gemeinde. Diese Aktionsmöglichkeiten wurden nämlich sehr kräftig und in grundsätzlicher Weise beschnitten. Einmal musste die politische Gemeinde durch die Handels- und Gewerbebefreiheit das gesamte Wirtschaftsleben aus ihrem Befugnisbereich herauslösen, und sodann musste sie aufgrund der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Presse-